

ECKHARD RAU

PERSPEKTIVEN DES LEBENS JESU

PLÄDOYER ZUR ANKNÜPFUNG

AN EINE SCHWIERIGE FORSCHUNGSTRADITION

Vorwort

Am Tiberiassee erging sich mit seinem Lieblingsschüler Chajjim Vital Calabrese, der Meister der Kabbala, Rabbi Isaak Luria. Aus der Mirjamquelle tranken die Männer, fuhren hinaus auf den See. Der Meister sprach von seiner Lehre. Es schwebten die Geister über den Wassern, der Nachen stand still. Es war ein Wunder, dass er nicht sank; denn schwer vom Leben von Millionen war der Rabbi und sein Wort.

Zurück zum Quell der Mirjam kehrten die Männer. Und wieder tranken sie. Da änderte die Quelle plötzlich ihren Lauf. Einen Bogen in die Luft bildete sie, zwei senkrechte Strahlen, einen Querstrahl darüber. Hinein in den Bogen trat der Rabbi als dritter senkrechter Strahl. So ward aus ihm und dem Quell der Buchstabe Schin, der Anfang des erhabensten Gottesnamens Schaddai. Und der Buchstabe wuchs und spannte sich über den See und spannte sich über die Welt. Als der Schüler Chajjim Vital zurückfand aus seiner Verwirrung, floß die Quelle wie früher, doch der Rabbi Isaak Luria war nicht mehr da.

Es war aber dieses Mittelglied des allerheiligsten Buchstabens das einzige, was er niedergeschrieben von seiner Lehre. Denn die Worte seiner Lehre fielen von seinen Lippen und waren wie Schnee. Er ist da, er ist weiß und leuchtet und kühlt; doch halten kann man ihn nicht. So fiel von seinem Mund die Lehre und man konnte sie nicht halten. Der Rabbi schrieb sie nicht nieder und duldete auch nicht, dass ein anderer sie schrieb. Weil das Geschriebene verwandelt ist und der Tod des Gesprochenen. So ist auch die Schrift nicht das Wort Gottes, sondern Maske und Verzerrung und ist, was Holz ist vor dem lebendigen Baum. Erst im Mund des Wissenden steht sie auf und lebt.

Allein nachdem der Rabbi verschwunden war, konnte sich der Schüler nicht enthalten, die Lehre aufs Papier zu zeichnen mit den geschwätzigen, lügnerischen Zeichen der Schrift. Und er schrieb das Buch vom Lebensbaum und er schrieb das Buch von den Verwandlungen der Seele.

Die Geschichte von Rabbi Isaak Luria und seinem Schüler Chajjim Vital, die wir Lion Feuchtwangers *Jud Süß* verdanken¹, beleuchtet vorzüglich das exegetische Geschäft.

Jesus war kein Kabbalist. Aber auch er sprach am Tiberiassee in all seinen Worten das eine Wort und schrieb es nicht auf. Seine Schüler und deren Schüler schrieben es auf. Und ich? Fasziniert vom historischen Profil der Gestalt Jesu seit langem, bleibt mir nichts als er und sein Wort, eingesperrt in die Zeichen der Schrift. Ist es Illusion, auch darin Wahrheit zu finden? Ich glaube im-

¹ Feuchtwanger, *Jud Süß*, 359f., wo auch die unmittelbar anschließende Überleitung zum Kommentar der Erzählfigur des Autors besonderes Interesse verdient: „Ach, wie weise war der Meister gewesen, dass er seine Erkenntnis nicht besudelt durch die Schrift, daß er die Lehre nicht verzerrt durch den üblen Zauber der Buchstaben.“

mer noch: Nein, und ich weiß, dass selbst Wahrheit sich überholt – jedenfalls dann, wenn sie historisch ist.

Die vorliegende Arbeit ist über einen Zeitraum von mehreren Jahren entstanden. Als ich mit der Niederschrift begann, hatte ich zum speziellen Thema eine Reihe von Beobachtungen, einige Ideen und eine Vielzahl offener Fragen. Um all dies zu klären, las ich, was andere dazu geschrieben hatten, zuerst in der Gegenwart der letzten Jahrzehnte und dann auch in der Vergangenheit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Im Lesen begann sich manches tatsächlich zu klären, und im Gespräch mit den Quellen kamen neue Beobachtungen, Ideen und Fragen hinzu. Das Ergebnis liegt nun endlich vor.

Es wäre schön, wenn es mir gelänge, Leserinnen und Leser in den Prozess meiner Urteilsbildung zu verwickeln. Dies mutet ihnen zu, sich über weite Strecken des Buches mit meiner Form der Lektüre auseinanderzusetzen, die sich bemüht, jedes Mal ein ausgewogenes Verhältnis zu finden zwischen akzentuiertem Referat, kritischen Anfragen und der Hervorhebung weiterführender Gesichtspunkte. Ich hoffe dabei fair verfahren zu sein, kann sich doch ein Autor der Vergangenheit noch weniger gegen seine Verzeichnung wehren als einer der Gegenwart. Und ich hoffe vor allem, dass es mir gelungen ist, in Aufnahme dessen, was andere geschrieben haben, der gegenwärtigen Jesusforschung einen neuen Impuls zu geben.

Mir ist bewusst, dass ich bei der älteren Literatur sehr viel mehr und umfangreichere Passagen im Wortlaut zitiere, als es von der Sache her erforderlich wäre. Man möge dies meiner Begeisterung für die Schönheit der wissenschaftlichen Prosa des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zugute halten – und auch dem Wunsch, andere dazu zu verlocken, die großen Werke von damals im Ganzen zu lesen. Vor diesem Hintergrund sei aber auch von vornherein eingestanden: Insbesondere bei Schweitzer ist die Darstellung weit über das notwendige Maß hinausgeschossen. Sollte ich sie also zurückschneiden auf das Notwendige? Dazu habe ich mich trotz aller Bedenken nicht entschließen können.

Einzelne Aspekte der vorliegenden Arbeit sind bereits in einer Reihe von Aufsätzen behandelt worden².

Mein Dank gilt allen, die mir in all den Jahren für meine Gedanken Gehör geschenkt und dadurch zu immer neuen Anregungen verholfen haben, besonders meiner Frau Ulrike Wagner-Rau, den Freunden Peter Cornehl und Matthias Kroeger und nicht zuletzt Ulrich Wilckens, der mich immer wieder zur Weiterarbeit ermutigt hat. Besonders danken möchte ich auch Silke Petersen, deren Lektüre des Manuskripts mich zu einer ganzen Reihe von Korrekturen und Präzisierungen genötigt hat.

² Rau, Q-Forschung und Jesusforschung. Versuch eines Brückenschlags; ders., „Nicht einmal in Israel habe ich einen so großen Glauben gefunden“. Die Boteninstruktion als Fokus der Logienquelle; ders., Die Ablehnung Jesu durch „dieses Geschlecht“. Ein tiefgreifendes Ereignis in der Sicht der Logienquelle und des Markusevangeliums; ders., Die jüdischen, heidnischen und christlichen Quellen des Lebens Jesu in der Forschung des 19. Jahrhunderts. Theodor Keims *Geschichte Jesu von Nazara* als Beispiel.

Einleitung

Es ist längere Zeit her, dass ich bei den Worten Jesu zum ersten Mal auf Phänomene aufmerksam wurde, die am ehesten verständlich werden, wenn man ein zeitliches Nacheinander in Rechnung stellt. Schon bald wurde mir klar: Der Befund lässt sich nicht mit Hilfe der Unterscheidung von Echt und Unecht erklären, und alles spricht dagegen, das Nacheinander auf die Zeit vor und nach Ostern zu verteilen. Sehr viel plausibler ist die Hypothese, dass Jesus selber die einen Worte früher als die anderen gesprochen hat, so dass Phasen seines Wirkens voneinander unterschieden werden können. Einschränkend sei freilich hinzugefügt: Die große Mehrzahl der Worte Jesu entzieht sich solcher Differenzierung. Mir selber jedenfalls kam zunächst nur ein einziger, wenn auch zentraler, besonders konflikträchtiger Aspekt seines Auftretens in den Blick: die Auseinandersetzung mit Pharisäern und Gerechten über die Zuwendung zu den Verlorenen, zu Sünderinnen und Sündern¹.

Schon bald nahm ich wahr, dass auch andere in der Wortüberlieferung auf das Problem eines Nacheinanders im Auftreten Jesu gestoßen waren. Entwürfe sehr verschiedener Art und Tragweite begleiten die neuere Jesusforschung von Athanasius Polags *Christologie der Logienquelle* von 1969/1977 bis zu Martin Ebners *Jesus von Nazaret in seiner Zeit* von 2003. Wer sich in sie vertieft, kann zwei auffällige Beobachtungen machen: Obwohl sich die Beiträge durchweg der deutschsprachigen und hier besonders der katholischen Exegese verdanken, nehmen die Autoren außer bei Überlegungen zur Todesgewissheit und zum Todesverständnis Jesu kaum voneinander Kenntnis, so dass kein Diskussionsprozess entsteht, der Probleme vertieft, verknüpft oder als irrelevant erweist. Und: Obwohl die Koinzidenz mit Fragestellungen der Leben-Jesu-Forschung des 19. Jahrhunderts mit Händen zu greifen ist, führt deren Ausblendung dazu, dass es nicht zu einem Dialog kommt, der Beobachtungen von heute durch Konfrontation mit Entwürfen von damals bereichert oder vor Irrwegen bewahrt.

Beide Desiderate sind umso gravierender, als sich schnell zeigt, dass die Unterscheidung von Phasen zentrale Aspekte jedes Jesusbildes berührt. Ich selber dachte zunächst, sie würde ihm nur einen Farbtupfer hinzufügen. Erst allmählich wurde mir klar, dass sich von daher ein Zugang öffnet zu einigen viel diskutierten Schlüsselproblemen der Forschung. Dazu gehört die Beurteilung einer besonders „harten“ Form der Gerichtsverkündung Jesu, aber auch die Deutung seines Weges in den Tod. Und vor allem: Nur wer im Auftreten Jesu mit Phasen rechnet, bekommt in den Blick, dass der Schritt von Galiläa nach Jerusalem eine sachlich belangvolle Zäsur markiert. Wer dagegen selbst hier die Indizien negiert, die für eine Entwicklung sprechen, wird übersehen, dass es im Auftreten Jesu ein starkes Moment von Diskontinuität gibt – auch wenn dieses

¹ Rau, Jesus – Freund von Zöllnern und Sündern, 96–169; ders., Jesu Auseinandersetzung mit Pharisäern über seine Zuwendung zu Sünderinnen und Sündern. S. u. die Zusammenfassung unter 1.2.4.

selbstverständlich nicht unabhängig von der Frage der Kontinuität erörtert werden kann.

Mir ist bewusst, dass ein unmittelbarer Rückgriff auf die Vergangenheit nicht möglich ist. Über einhundert Jahre Forschung haben zu neuen Fragestellungen und Einsichten geführt, die nicht übergangen werden dürfen. Trotzdem: Die Differenzen sind nicht alles, was dazu zu sagen ist. Vielmehr gibt es auch im Damals Fragestellungen und Einsichten, die, oft vergessen oder gar verleugnet, helfen können, blinde Flecken von heute zumindest ein wenig auszuleuchten. Dies jedenfalls ist die Perspektive, die ich selber verfolge, und es wäre schön, ließen sich auch andere dafür gewinnen!

Die vorliegende Arbeit besteht aus drei Teilen. Der erste verdeutlicht, wie hoch der Preis ist, der für die Ausklammerung der Leben-Jesu-Frage gezahlt werden muss, stellt die wichtigsten Anstöße für deren Erneuerung vor und thematisiert den darin virulenten Zusammenhang von Jesus- und Quellenforschung, der besonders für die Beurteilung der Worte gegen ‚dieses Geschlecht‘ von Bedeutung ist. In alledem konstatiert sich eine Reihe von Fragestellungen, mit denen ich mich im zweiten Teil der Arbeit drei Beispielen aus der Jesusforschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zuwende. Sie betreffen das Werk von Theodor Keim (1825–1878), von Heinrich (Julius) Holtzmann (1832–1910) und von Albert Schweitzer (1875–1965).

Keim und Holtzmann sind führende Vertreter des liberalen Lebens Jesu, das von den 1860er Jahren bis zum 1. Weltkrieg, also ein halbes Jahrhundert lang, die theologische Diskussion weit über die Grenzen der neutestamentlichen Wissenschaft hinaus beherrschte. Sein beispielloser Siegeszug wurde möglich, weil die insbesondere von Baur geförderte Einsicht an Boden gewann, dass Joh kein unabhängiger Zeuge für die Geschichte Jesu ist², und sich auch der mythische Nebel zu lichten begann, in dem Strauß die Gestalt Jesu verschwinden ließ³. Ab jetzt setzte sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass allein die Synoptiker eine historisch verlässliche Basis für das Leben Jesu bieten, das nur peripher mythisch eingefärbt ist.

Das Tor zum synoptischen Leben Jesu stieß die Antrittsvorlesung auf, die Keim im Dezember 1860 in Zürich hielt. Ihr programmatischer Titel *Die menschliche Entwicklung Jesu Christi*⁴ wirkte wie ein Fanal zum Aufbruch in eine neue Zeit. Holtzmann schreibt voller Bewunderung, hier seien „Grundzüge sowohl, wie feinere Linien behufs einer ächt geschichtlichen Darstellung des

² Baur, Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhältnis zueinander, ihren Charakter und Ursprung (1847).

³ Strauß, Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet, I–II (1835/1836). Vgl., was Holtzmann, Die synoptischen Evangelien, 2–4, Zitat 3f. ironisch bemerkt über „die eintönigen, von Strauss beglaubigten, Orakel jener mährchenspinnenden, sagenhaften Sibylle, die den lebendigst gefärbten, individuellsten Erinnerungen, welche sich von einer unerfindlichen Persönlichkeit erhalten hatten, vampyrartig das Blut aus den Adern zieht, um dann die ausgesogenen verbleichten Schattenbilder Stück für Stück in das Todtenreich des abstracten Gedankens zu verweisen“. Vgl. ebd., bes. 420.

⁴ Keim, Die menschliche Entwicklung Jesu Christi. Akademische Antrittsrede am 17. Dez. 1860, Zürich 1861.

Christusbildes in so reicher Fülle gegeben [...], dass wir diese 44 Seiten unbedingt zum Dankeswerthesten rechnen müssen, was uns in Betreff des Lebens Jesu die Arbeit des ganzen Zeitalters eingebracht hat“⁵. Da der so Gepriesene in dezidiertem Gegensatz zum Laudator an der Priorität von Mt festhält, mag die Zustimmung erstaunen. Sie wird verständlich, wenn man den Dialog verfolgt, den beide miteinander führten, und verdient im Blick auf den Zusammenhang von Jesus- und Quellenforschung besondere Beachtung. Dies gilt umso mehr, wenn man berücksichtigt, dass sich Keim und Holtzmann genauso wie die übrige Forschung des 19. Jahrhunderts an der Akoluthie des synoptischen Erzählfadens orientieren. Alle, die heute mit Phasen im Auftreten Jesu rechnen, berufen sich dagegen auf Phänomene der Wortüberlieferung, besonders – aber nicht nur – die der Logienquelle.

Keim hat seine Zürcher Antrittsvorlesung 1867–1872 ausgebaut zu einer dreibändigen *Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes*⁶, der schnell eine Kurzfassung für weitere Kreise folgte⁷. „Schöneres und Tieferes“, schreibt Schweitzer, „hat niemand mehr über die Entwicklung Jesu geschrieben“⁸. „Durch seine grandiose Darstellung gab er dem Jesusbild der sechziger Jahre die künstlerische Weihe. Seine Redensarten und Ausdrücke wurden klassisch. Nach ihm sprechen alle von dem ‚galiläischen Frühling‘ im Wirken des Herrn“⁹.

Holtzmann, der große liberale Theologe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der zugleich der großherzige Lehrer Schweitzers war, soll besonders deshalb zu Wort kommen, weil er glaubte, dem Leben Jesu durch seine Studie über *Die synoptischen Evangelien* von 1863 eine sichere Basis geben zu können. Er war fest davon überzeugt, dass seine Neubegründung der Zweiquellentheorie ermöglichte, „das, was der Stifter unserer Religion an sich war, also das ächte und naturgetreue Bild seines Wesens, herauszustellen unter Anwendung der allein legitimen Mittel einer gewissenhaften, historischen Kritik“¹⁰. Zwar hat Holtzmann selber kein ‚großes‘ Leben Jesu verfasst, dazu jedoch bis in die letzten Jahre seines Lebens viele, zum Teil recht umfangreiche Beiträge geliefert.

Die Berücksichtigung von Schweitzer empfiehlt sich schon deshalb, weil er in *Von Reimarus zu Wrede* von 1906 die bisherige Forschung ausnahmslos der Projektion überführen und durch die Darstellung ihrer Geschichte den Nachweis erbringen möchte, dass jede Epoche ihre eigenen Gedanken in Jesus hineinlegte

⁵ Holtzmann, *Evangelien*, 7–9.488–490, Zitat 7.

⁶ Keim, *Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes* frei untersucht und ausführlich erzählt, I–III, Zürich 1867–1872.

⁷ Keim, *Geschichte Jesu nach den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft* übersichtlich erzählt, Zürich³ 1873.

⁸ Schweitzer, *Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, Tübingen 1906, 212. Die zweite Auflage erschien unter dem Titel: *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, Tübingen 1913. Im Folgenden benutze ich durchweg die erste Auflage, gebe in Klammern aber den entsprechenden Fundort in der zweiten Auflage an, hier: (GLJF, 213). Differenzen im Wortlaut, die ausgesprochen selten sind, werden dabei nicht eigens notiert.

⁹ Ebd., 210 (GLJF, 211).

¹⁰ Holtzmann, *Evangelien*, 1.

und „jeder einzelne [...] ihn nach seiner eigenen Persönlichkeit [schuf]“¹¹. Dieser Nachweis richtet sich bereits in *Das Messianitäts- und Leidensgeheimnis* von 1901 insbesondere gegen das liberale Leben Jesu bzw., wie Schweitzer sagt, gegen die „modern-historische Lösung“¹². Zumindest im Nachhinein muss man konstatieren: Er ist dadurch der Totengräber einer Forschungstradition geworden, an der Keim und Holtzmann an vorderster Stelle beteiligt waren. Freilich darf nicht unterschlagen werden, dass der Projektionsvorwurf nur die dunkle Folie ist für Schweitzers eigene ‚eschatologisch-historische Lösung‘ des Problems des Lebens Jesu, an der er bis ins hohe Alter festgehalten hat.

Das Interesse an Keim, Holtzmann und Schweitzer gilt nur am Rande den geistes- und theologiegeschichtlichen Hintergründen ihrer Position. Sonst müssten z. B. die Erosion des christologischen Dogmas, die Behandlung der Wunderfrage, die Beziehung zu Schleiermachers Christologie oder zu Strauß’ erstem Leben Jesu breiter erörtert werden, als es hier der Fall ist. Es wäre aber auch zu klären, wie es zu der Vorstellung kommt, dass ein Mensch sich im Wechselspiel von Innen und Außen entwickelt¹³ und es deshalb einer Biografie bedarf, um dem Geheimnis einer Person auf die Spur zu kommen¹⁴. Und nicht zuletzt verdiente genauere Erkundung, warum in den 1860er und 70er Jahren ein ungewöhnlicher Drang zur Popularisierung des Lebens Jesu entsteht¹⁵, der gegen Ende des Jahrhunderts dazu führt, dass „die modern-historische Theologie [...], von ihren eigenen Schlagworten berauscht, [...] glaubt, ein Teil des Heils der Welt hänge davon ab, dass sie ihre ‚gesicherten Ergebnisse‘ in möglichster Menge unter das Volk bringe“¹⁶.

Diese und ähnliche Themen werden nur beiläufig berührt, weil mein primäres Interesse der Frage gilt, was sich von damals für heute lernen lässt: Welche Beobachtungen und Hypothesen korrespondieren, welche differieren? Welche halten dem gegenwärtigen Wahrheits- und Methodenbewusstsein nicht mehr stand und welche stellen trotz aller Veränderungen eine Herausforderung dar? Lassen sich im Dialog mit einer Forschungstradition, von der wir durch mehrere Generationen getrennt sind, blinde Flecken entdecken – sei es in der Beurteilung der Quellen, sei es in der Hypothesenbildung? Kurz: Erörtert wird, inwieweit der Blick ins 19. Jahrhundert hilft, heutige Beobachtungen und Überlegungen zu Phasen im Auftreten Jesu zu vertiefen.

¹¹ Schweitzer, Reimarus, 4 (GLJF, 4).

¹² Schweitzer, *Das Messianitäts- und Leidensgeheimnis*. Eine Skizze des Lebens Jesu, Tübingen 1901, 1.

¹³ Vgl. Droysen, *Historik*, 11–13; Wieland, *Art. Entwicklung*.

¹⁴ Vgl. Droysen, *Historik*, 290–292; Engelbert/Schleier, *Geschichte*.

¹⁵ Vgl. bes. Renan, *La vie de Jésus* (1863), zu dem es nach Schweitzer, Reimarus, 189 (GLJF, 190) innerhalb eines Jahres bereits fünf verschiedene deutsche Übersetzungen gab; Schenkel, *Das Charakterbild Jesu* (1864); Strauß, *Das Leben Jesu für das deutsche Volk* bearbeitet (1864); Holtzmann, *Das messianische Auftreten Jesu*, (1867), 327–436; Keim, *Geschichte Jesu nach den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft für weitere Kreise übersichtlich erzählt* (1873).

¹⁶ Schweitzer, Reimarus, 305–310, Zitat 308 (GLJF, 339–343, Zitat 341).

Auf der Basis der Gesichtspunkte, die sich in den ersten beiden Teilen der Arbeit herauskristallisieren, wird im dritten und letzten Teil der Versuch gemacht, ein eigenes Bild von einer Entwicklung bzw. von Phasen im Auftreten Jesu zu gewinnen. Ausgehend von meiner Untersuchung über die Auseinandersetzung Jesu mit Pharisäern, erörtere ich zunächst die Worte gegen „dieses Geschlecht“, die trotz aller Unterschiede aufs Engste zusammengehören. Sie führen nahezu von selbst zu der Frage, ob und, wenn ja, in welcher Form Jesus schon vor dem Aufenthalt in der Heiligen Stadt seinen gewaltsamen Tod antizipiert hat. Ist er, wie die direkten Leidensweissagungen nahelegen, nach Jerusalem gezogen, um dort zu sterben? Oder wollte er dort nicht anders wirken als zuvor in Galiläa? Welche Seite der Alternative kann für die eigene Sicht in Anspruch nehmen, was die Überlieferung über Jesu Auftreten in der Stadt festgehalten hat?

Dies alles berührt Probleme, um deren Lösung die Forschung sich seit langem bemüht. Deshalb sei schon an dieser Stelle betont: Nur an wenigen Punkten traue ich mir selber eine Hypothese zu, die gut begründet ist, an anderen die Markierung der Richtung, in der eine Lösung zu suchen ist, und in allen anderen Fällen bin ich froh, wenn es gelingt, ein Problem als solches bewusst zu machen. Da mag ein wenig trösten, was bereits Keim in einer unnachahmlichen Mischung von Pathos, Selbstbewusstsein und Bescheidenheitsgestus jedem mit auf den Weg gibt, der sich heranwagt an Themen, an denen sich schon viele vor ihm die Zähne ausgebissen haben: „Den Wahn aber muthe mir Niemand zu, als ob das Wesen Jesu nun endlich glücklich und ohne Rest begriffen sei, jenes Wesen, über welches die Jahrtausende nachdenken, in welches der Einzelne in der höchsten Spannung seiner Kraft nur ein Sandkorn neuer Wahrheit findet. Nur darf die Verwahrung, daß das Leben Jesu wohl immer noch nicht begriffen sei, ohne Lächerlichkeit eigentlich doch nur der erheben, der auf diesem Feld im Schweiß gestanden“¹⁷.

Anders als Keim geht es mir allerdings weder um das Leben noch gar um das Wesen Jesu, sondern um ein Plädoyer für die Anknüpfung an eine schwierige Forschungstradition. Zur exegetischen Methodik, der ich dabei folge, ist einiges bereits an anderer Stelle gesagt¹⁸. Anderes soll erst dort zur Sprache kommen, wo es für die Argumentation gebraucht wird. Im Folgenden möchte ich mich deswegen auf drei Aspekte beschränken.

Erstens: Am Anfang aller Arbeit steht für mich die Einsicht, dass es weder formale noch inhaltliche Kriterien zur Unterscheidung von Echt und Unecht gibt. Was in der Forschung als Kriterium diskutiert wird, lässt sich auf einige wenige grundlegende Gesichtspunkte jeder historischen Arbeit zurückführen. Die wichtigsten sind Korrelation und Kontingenz. Sie konfrontieren mit der Aufgabe, in der Gestalt Jesu kontextuelle Korrespondenz und kontextuelle Individualität so aufeinander zu beziehen, dass ein kohärentes, auch für Spannungen

¹⁷ Keim, Die geschichtliche Würde Jesu, VIII.

¹⁸ Rau, Jesus, 10–95.

und Widersprüche offenes Bild entsteht¹⁹. Der Satz kreiert kein neues Authentizitätskriterium, sondern markiert die Herausforderung, der sich die *Forschenden* zu stellen haben: *Sie* sind es, die die Aufgabe haben, die relevanten Daten dessen, was sie selber mit bestem Wissen und Gewissen für authentisch halten, mit Hilfe all der Kenntnisse, die sie sich angeeignet haben, so zu *interpretieren*, dass Jesus seinem jüdischen Kontext ebenso korrespondiert wie er ihn höchst individuell und schon deshalb konflikthaft überschreitet.

Zweitens: Für die vorliegende Arbeit sind die relevanten Daten nicht zuletzt Worte Jesu, bei denen wir immer wieder der Auffassung begegnen, es handle sich um Sprüche des Erhöhten aus dem Munde von Propheten, die sekundär zu Worten des Irdischen wurden. Ich selber halte dies für eine nicht verifizierbare Globaltheorie, die die primäre Aufgabe hat, Jesus von der Verantwortung für futurische Eschatologie, Apokalyptik und Gericht zu entlasten²⁰. Doch – ist es erlaubt, seinen Nachfolgern in die Schuhe zu schieben, was als anstößig empfunden wird?

Drittens: Die gleiche Frage stellt sich bei antipharisäische Worten, werden diese doch in großer Regelmäßigkeit für nachösterlich erklärt. Meistens genügt bereits der bloße Hinweis auf die Entwicklung nach 70 nach Chr., um hierfür mit Einverständnis rechnen zu können. Dies mag angesichts der Notwendigkeit der Debatte über Antijudaismus im Neuen Testament verständlich sein. Doch scheint es mir an der Zeit, der Gestalt Jesu ein starkes *innerjüdisches*, damit aber keineswegs *antijüdisches* Konfliktpotential zuzugestehen gegenüber einer Bewegung, der er selber nahestand, die aber anders als er auf das öffentliche Ansehen setzen konnte, das sie sich in einer langen Geschichte erworben hatte²¹.

Zum Schluss noch dies: Wenn ich richtig sehe, ist die Jesusforschung im deutschen Sprachraum aus den eigenen Reihen gegenwärtig von zwei Seiten her bedroht. Die eine kennzeichnet sie als Vermutungswissenschaft²². Die andere verspricht Sicherheiten, denen Unsicherheiten gegenüberstehen, die nur als *Adiaphora* eine begrenzte Berechtigung haben²³. Es handelt sich also um zwei Seiten ein und derselben Medaille, die sich trotz gegenläufiger Intention nicht damit arrangieren können, dass die Jesusforschung wie jede historische Forschung mit mehr oder weniger gut begründeten Hypothesen arbeitet. Gerd Theißen und Dagmar Winter schreiben deswegen zu Recht: „Der unentrinnbare hypothetische Charakter all unseres Wissens nötigt uns dazu, uns mit diesem hypothetischen Charakter zu versöhnen“²⁴. Mit andern Worten: Im Wissen, dass

¹⁹ Formuliert in Anlehnung an das historische Plausibilitätskriterium von Theißen/Merz, *Der historische Jesus*, 116–119, hier 119. Vgl. Theißen/Winter, *Kriterienfrage*, bes. 175ff.

²⁰ Vgl. Rau, *Jesus*, 44–67.

²¹ Vgl. ebd., 154–159.

²² Vgl. Wengst, *Jesus zwischen Juden und Christen*, 44f.

²³ Vgl. die einflussreiche Formulierung von Käsemann, *Das Problem des historischen Jesus* (1954), 205f., nach dem das Unähnlichkeitskriterium „einigermaßen sicheren Boden [...] unter den Füßen“ gibt, während auf allen anderen Gebieten „die Grenzen für verschiedenste Hypothesen weit offen“ bleiben können.

²⁴ Theißen/Winter, *Kriterienfrage*, 268.